

## 48 WOCHENSCHAU

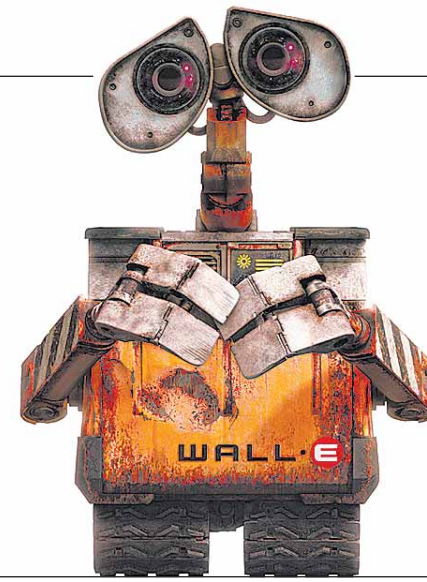
30. April 2009 DIE ZEIT Nr. 19

Es gibt Hoffnung, und sie kommt aus Mexiko, dem Land, aus dem momentan vor allem die Schweinegrippe kommt. Hoffnungsträger wider Willen ist ein US-Bürger namens Alberto. Ein Mann, der urlaubte. Und übers Funknetz einen Film namens »Wall-E« aus dem Internet

herunterlud. Für 62 000 Dollar. Auslandsgebühren. Nein, es war kein Sexfilm, es ging um zwei liebende Roboter. Zwar wollte der Netzbetreiber am Ende nur noch 17 000. Aber Alberto wird auch daheim zur Pizza keinen Film mehr aus dem Internet holen, selbst wenn es den

angeblich umsonst gibt. Denn er weiß ja nie, ob das Netz nicht doch zurückschlägt. Und hey – hier liegt die Hoffnung! Für alle Urheber, die gegen die Umsonstmentalität des Internets kämpfen. Abschreckung ist die Lösung! Längst also planen Tolkühne, Lockangebote ins Netz zu stellen: Tolle

## Der Download der Woche



Filme, tolle Texte, tolle Bilder, tolle Musik, vorgeblich umsonst – und dann kommt das dicke Ende, der tiefe Griff in die Brieftasche. (Seien Sie heilfroh, dass Sie das hier auf Papier lesen!) Na gut, die Gespräche mit den Inkassofirmen laufen noch.



Illustration: FAOL für DIE ZEIT. Foto: Disney/Disney (o.), Wolfgang Schwanitz/Zahnrad Verlag (u.), Sina Prakash für DIE ZEIT (un), Grafitti 22

## Alte Meister

In Berlin lehrt ein Straßenkunst-Workshop Senioren das Graffiti-Sprayen **VON CHRISTIAN FUCHS**

Die Gang kommt in Faltenrock und Ledersandalen. Alle haben dicke Lackstifte im Gepäck, in Ruhe werden sie damit die Glasscheiben der Villa bemalen, und schon bald wird es um sie herum riechen wie in einer Lackierwerkstatt. Sie können sich Zeit lassen, vor der Polizei müssen sie keine Angst haben. Was sie hier machen, ist kein Vandalismus, es ist ganz legal.

Normalerweise würden in das Jugendzentrum Gelbe Villa bestenfalls ihre Enkel kommen, die fünf Besucher sind zwischen 60 und 80 Jahre alt. Sie haben sich angemeldet zum »Senior Street Art«-Workshop, und am Ende dieses Tages wird der Schriftzug »5 Jahre Gelbe Villa« die Scheiben zieren. In den kommenden neun Wochen wollen die Senioren-Künstler lernen, wie man Graffiti sprüht und wie man mit Lackstiften hantiert, ohne dass überall Farbe herumspritzt. Das funktioniert zumindest bei Aurora noch nicht so gut. Rosa, gelbe und blaue Farblecker zieren ihre Hand, mit der sie den Lackstift schüttelt wie einen Cocktailshaker. Heute steht »Malen mit Markern« auf dem Stundenplan.

Aurora ist ein Künstlername. Die 63 Jahre alte Sigrid Pohl-Häußler gab ihn sich nach der Pseudonymberatung in einem früheren Graffiti-

workshop. Profistraßenkünstler fragten sie nach den Stationen ihres Lebens, und so kamen sie auf den Namen Aurora – Morgenröte. »Das steht für Anfang«, sagt die ehemalige Krankenschwester. »Weil ich das Gefühl habe, in vielen Dingen noch ganz am Anfang zu stehen, passt das sehr gut zu mir.«

Aurora und die anderen Senioren besuchen den Workshop der Künstlerin Stephanie Hanna, um mehr über eine Jugendkultur zu erfahren, die von Menschen ab 50 gern als »Krakelei« abgetan wird. Am Anfang ist die Kursleiterin mit den ergrauten Nachwuchskünstlern durch Kreuzberg gelaufen, sie hat ihnen Motive und Stile erklärt und wie man simple tags – die Krizeleien an Hauseingängen, mit denen Jugendliche ihr Revier markieren – von echter Straßenkunst unterscheidet. In dem Kurs werden Aurora und die anderen dann aus Pappkartons Schablonen schneiden und selbst sogenannte Stencil-Graffiti sprühen oder Poster drucken, um sie dann an Wände zu kleben. All das sind Spielarten der modernen Straßenskunstszene.

Sie entstand in den siebziger Jahren in der New Yorker Bronx als Ausdrucksform junger Schwarzer, in den Achtzigern tauchten die ersten Graffiti auch in Deutschland auf. Aus einfachen Namenskürzeln wurden bald mehrfar-

bige Schriftzüge. Aber erst als die Straßenmaler anfangen, mit Schablonen-Graffiti im Pop-Art-Stil, dreidimensionalen Holzbuchstaben oder Mosaikkacheln zu experimentieren, wurden die Sprayer zu Künstlern. Mittlerweile wird Street Art in Galerien gezeigt, und Stars wie der Brite Banksy streichen Hunderttausende Euro für ihre Werke ein. Dass nun auch die Großeltern der Sprayer-Generation zu Sprühdose und Lackmarker greifen, zeigt, dass die ehemalige Protestkultur endgültig in der bürgerlichen Gesellschaft angekommen ist. Die Teilnehmer wollen verstehen, was ihre Enkel da auf der Straße treiben, und fühlen sich selbst noch zu jung für Kaffeekränzchen und Strickzirkel.

Schon lange fasziniert Sigrid Pohl-Häußler alias Aurora die Farben der Stadt. Wenn sie mit der S-Bahn durch Berlin fährt, bewundert sie die besprühten Fassaden und Brandmauern: »Triste Wände reizen ja gerade dazu, sie zu besprühen.« Ihr Mann Hans Häußler hatte in den sechziger Jahren Mauern mit Pinseln bemalt, um gegen den Kapitalismus zu protestieren. In den Arbeiten der jungen Sprüher sieht sie die Fortführung des Kampfes der 68er mit anderen Mitteln. »Das sind Menschen, die sich nicht an die Norm anpassen«, sagt sie mit wenig versteckter Sympathie und lächelt.

Selbst ist die Alten-Gang aber ganz zahm. Einmal durften sie in einem Hinterhof Motive aus ihrem Leben an die Mauer bringen. Diese versprühen den Charme eines ganz eigenen »Old School«-Stils: Es sind brave Botschaften mit pädagogischem Wert. Ein Senior forderte großformatig »Trink Tee« – eine Lebenskenntnis, die er den Menschen nicht vorenthalten wollte. Eine andere Teilnehmerin sprühte den Hinweis »Strick dein Netzwerk« – in Sütterlin. Die jüngeren Künstler setzen eher auf ironische Bilder – das Porträt Che Guevaras, mit einem Affen gekreuzt, oder eine tote Friedenstaube.

Da war Horst Köhler schon etwas dezenter in seiner Motivauswahl. Auch der Bundespräsident hat sich nämlich schon als Sprayer versucht. Auf dem Sommerfest im Schloss Bellevue sprühte er vergangenes Jahr eine goldene Friedenstaube auf die Gemeinschaftsleinwand der Senioren-Künstler. Als er das Gemälde vor einigen Wochen in Kreuzberg abholte, führte das zu einer skurrilen Situation: Während der Bundespräsident drinnen von einem »historischen Anlass« sprach, sicherten draußen Dutzende Staatsschützer vor der Tür und Scharfschützen auf den benachbarten Dächern das Gelände. Ein wahrlich historischer Moment: Wohl noch nie wurde eine Graffiti-Aktion so stark von der Polizei geschützt.

**GANZ LEGAL**  
sprühen Sigrid Pohl-Häußler und ihr Mann Hans Graffiti

## Wo bin ich?

Die Erfindung eines 13-Jährigen hilft Demenzkranken **VON S. WIESCHOWSKI**

Die Produktpräsentation findet im Kinderzimmer statt. Der Junge hat eine Infotafel auf sein Bett gelegt, über ihm schweben Modellflugzeuge, im Regal stehen Bücher, deren Titel womöglich auch seine Eltern nicht verstehen: *Netbeans getting started*, *Location API Developers Guide* oder *Wireless Messaging API Manual*. Maximilian Reif grinst und preist die Vorzüge seiner Erfindung so gekonnt an wie ein PR-Fachmann: »Der X-Finder soll Demenzkranken und ihren Betreuern helfen und ihnen Sicherheit im täglichen Leben geben.« Verschwindet der Kranke spurlos, kann er mit einem GPS-Handy und einer einzigen SMS ausfindig gemacht werden. Die Anmeldung bei einem teuren Ortungsdienst, wie es ihn dutzendfach im Internet gibt, ist nicht mehr nötig. Eine Suchanfrage kostet – je nach Handyprovider – nur ein paar Cent.

Mit seiner Tüftlervita geht der 13-Jährige aus Stadtbergen bei Augsburg längst als Programmier-Profi durch: Zwei Landessiege und eine Zweitplatzierung hat der Schüler beim Wettbewerb Jugend forscht erreicht. Und auch beim Bundesentscheid ist Maximilian ganz vorn dabei. Eigentlich müsste er in der Juniorsparte »Schüler experimentieren« für Kinder bis 14 Jahre antreten, bei der sich die Teilnehmer nicht für das deutschlandweite Finale qualifizieren können. Doch die Jury ließ Maximilian ausnahmsweise in der nächsthöheren Kategorie antreten – weil das Projekt, so befand die Jury, »derart den Rahmen des Normalen« sprengte. Und Maximilian nutzte seine Chance: Beim Bayern-Entscheid konnte er sich gegen 15- bis 21-jährige Mitbewerber durchsetzen.

Jetzt bereitet er sich auf den bundesweiten Tüftlerwettbewerb vor, der am 21. Mai in Osnabrück beginnt. Ruhm und Ehre, ehrfürchtiges Lob von Experten und diverse Zeitungsartikel – das alles hatte Maximilian gar nicht beabsichtigt, während er neun Monate lang an seiner Erfindung bastelte. Eigentlich wollte er nur seiner Großmutter eine Freude machen. Denn sie war ratlos: Immer wieder verschwand ihr an Demenz erkrankter Gatte beim Einkaufen in der Stadt, stundenlang fehlte von ihm jede Spur, und er konnte erst mithilfe von Freunden und Verwandten wiedergefunden werden.

Bei der Entwicklung ging Maximilian vor wie ein Profi-Programmierer: Er hielt seine Idee in »Use-Case-Diagrammen« fest, fasste die Beziehungen zwischen den benötigten Programmteilen in einem »Klassen-Diagramm« zusammen, schrieb seitenlange Codes in der Programmiersprache Java. Getestet hat er seine Erfindung dann im Wald, wo er seinen Großvater, ausgestattet mit einem GPS-Handy, auf einen Spaziergang schickte. Mit einer SMS konnte die Großmutter ihren Mann Minuten später aufspüren – das Handy des Vermissten übermittelt die genauen Koordinaten, die auf dem Empfängerhandy in eine Landkarte übertragen werden. Die Großmutter kann mit ihrem Mann also wieder beruhigt in die Stadt gehen – weil Enkel Maximilian sein Handy zum Großvater-Detektor umgebaut hat.

»Gutes aus Österreich« sollten die Teilnehmer des diesjährigen Kochwettbewerbs zubereiten.

Die Hamburger Hobbyköche versuchten sich an besonders mutigen Menükreationen, wie Wolfram Siebeck berichtet



ZEIT-Magazin-Kochwettbewerb 2009  
mit Wolfram Siebeck

## Backhendl und Meeresschnecken

Als sich die Teilnehmer der ersten Regionalentscheidung in Hamburger Hotel Park Hyatt zum Vorkochen trafen, war die Spannung groß. Nicht nur bei den vier Hobbyköchen und ihren Gehilfen, sondern auch bei mir: Wie würde sich die Begeisterung der Wettbewerber für die österreichische Küche in der Praxis auswirken? Denn ein Wiener Schnitzel als Teil der k. u. k. Küche ausgeben, das kann jeder Wirt. In Berlin wird es täglich hundertfach praktiziert, ohne dass unsere Metropole dadurch etwas vom österreichischen Charme angenommen hätte.

Würde die Kombination von »gesottenem Kronfleisch und geschmorten Kalbsherzen« des Henrik Himpe aus Münster dem Opernball gerecht werden? Würde Chris Kurbjuhn aus Berlin das Versprechen einlösen können, das er mit gleich drei Gängen der pannonischen Küche zur Beurteilung einreichte? Und was ist mit der jungen Michaela Beck aus Bückeburg, die bei den Nachspeisen voll in die Köstlichkeiten der österreichischen Konditoren

einstieg und nicht vor Mozartkugeln zurückzuschrecken versprach, vorsichtshalber jedoch ein Backhendl ins Zentrum ihres Menüs setzte?

Schließlich bewarb sich noch Torsten Staller aus Kiel beim Wettbewerb der Hobbyköche. Er will als ersten Gang Seeohren mit gedünstetem Rettich auf Kartoffelneist ins Rennen schicken. Er möchte mir nämlich die – auch Abalone genannten – Meeresschnecken vorstellen, die er, von Beruf Meeresbiologe, zu Hause in einer kleinen Anlage züchtet. Da Österreich nicht am Meer liegt, schlägt er Tiroler Schlutzkrapfen als Hauptgang vor, die auch ein Bergsteiger aus Kiel nicht für Meeresschnecken halten würde.

Mit diesem Angebot im Kopf inspizierte ich die Küche des eleganten Hotels und genoss zuerst einmal den vertrauten, immer wieder animierenden Anblick von erstaunlich gelassen wirkenden Hobbyköchen.

Als dann die Resultate der dreistündigen Kocherei präsentiert wurden, gab es mehrere Überraschungen. Da war einmal das Kronfleisch des

Herrn Himpe. Er hatte das Zwerchfell vom Kalb kurz gekocht, anstatt es langsam zu sieden, sodass es den Zähnen zähen Widerstand leistete. Das taten übrigens auch die Seeohren des Herrn Staller, der ihnen zudem kein interessantes Aroma beibringen konnte, was die Jury echt bedauerte, da für dieses Gericht mehr als die halbe Zucht des Meeresbiologen hatte dran glauben müssen.

Trotzdem ging der erste Preis an Henrik Himpe, weil er als Vorspeise ein perfekt gebratenes Tartar vom Bachsaibling und ein ebenso delikates Dessert namens »Sissi trifft Mozart« in die Schlacht warf. Auf den zweiten Platz kam Chris Kurbjuhn mit seinem burgenländischen Krautstrudel, einer pannonischen Fischsuppe – paprikarot und ebenso scharf – und den Somloer Nockerln, die von der sympathischen Defigkeit der pannonischen Küche kündeten. Zwei dritte Preise vergab die Jury: an Michaela Beck, deren Backhendl unter dem Bröselpanzer erstaunlich gut gewürzt war, und an Torsten Staller. Seine Seeohren sollten nicht umsonst gestorben sein.



**DER SIEGER** Henrik Himpe (oben) wurde in der Küche von Catherine Bobrich unterstützt, Torsten Staller von Frauke Germer

Alle Rezepte im Internet:  
[www.zeit.de/essen-trinken](http://www.zeit.de/essen-trinken)